

Die Bibel der St. Antonsbrüder : eine Erzählung

Autor(en): **Kessler, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **175 (1896)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374152>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Bibel der St. Antonsbrüder.

Eine Erzählung von Adolf Reßler.

Der sonnige Glanz eines thaufrischen Matmorgens lag über dem Dörfchen Bienenholz weit drinnen im Gebirge. Der Geigerfranz hatte vorgestern Ferien gemacht und gedachte, ehe er wieder bei seiner Kerkapelle eintreten mußte, hier für einige Wochen zu verweilen und seine Gesundheit in der reinen Alpenluft zu stärken. Der Schnellzug trug ihn schon am ersten Tage an den Eingang des Hochthales, in welchem das Dörfchen Bienenholz die oberste menschliche Ansiedelung bildet, nahe dem ewigen Eis und Schnee.

Heute Morgen war er zwei Stunden weiter unten in der Thalschaft, wo er übernachtete, zeitig aufgebrochen, und als die Sonne wie ein feuriges Auge über der steilen Nothwand, wie der mächtige Berg vor ihm hieß, emporstieg und hinab auf das stille Dörfchen schaute, da stand er vor dem Kirchlein und ließ sich von dem Küster, der in Erwartung eines kleinen Trinkgeldes den Fremden zuvorkommend grüßte, Orgel und Musikalien zeigen. Das Werk war klein aber gut, und die in einem Kästchen aufbewahrten, regelmäßig geordneten Noten- und Gesangshefte sagten dem Geigerfranz, daß hier in diesem Erdenwinkel die Musik sorgfältige Pflege finde.

„Das wird nun Alles anders werden“, sprach der Küster; „denn der alte Timotheus, der hier den Orgeldienst besorgte, ist todt. Vor acht Tagen trugen sie ihn hieher zu Grabe. Weil unser Dörfchen keine eigene Schule und keinen eigenen Lehrer hat, so versteht sich hier niemand mehr auf die Musik, um die Orgel zu spielen und den Gesang zu leiten. Einen eigenen Organisten anzustellen, dazu sind unsere Bauern, Aelpler und Holzknechte zu arm. Da wird's nun für ein- und allemal aus sein mit dem Musizieren an Sonn- und Festtagen hier oben in Bienenholz.“

„Schade“, meinte der Geigerfranz, „der Timotheus, oder wie Ihr den Mann genannt habt, scheint ein wackerer Musikante gewesen zu sein. Die Noten, die er geschrieben, stehen kräftig wie Grenadiere auf dem Papier, und seine Auswahl in den verschiedenen deutschen und lateinischen Liedern beweist Sinn für das Schöne und Würdige. Was war denn hier seine eigentliche Beschäftigung?“

„Beschäftigung!“ lachte der Küster. „Nun, was wir hier in den Bergen Beschäftigung nennen, davon verstand der Timotheus nichts, eben so wenig wie seine Vorfahren, die, wie ich in meinen jungen Jahren manchmal erzählen hörte, alle Musikanten gewesen sind; alle Schweighöfer waren Musikanten und weiter nichts als Musikanten. In jungen Jahren

zogen sie weit in der Welt herum und wurden sie alt, so kamen sie hieher zurück, spielten hier am Sonntag Vormittag im Kirchlein zur Ehre Gottes, und am Abend und während der Woche drüben im Wirthshause zur Freude des jungen Volkes. Sie streiften im Sommer von Alphütte zu Alphütte und belustigten Sennen und Sennerinnen, und wenn man sich im Winter an den langen Abenden in den Spinnstuben zu fröhlichen Gesprächen zusammenfand, erschienen die Schweighöfer mit ihrem Saitenspiel. Sie aßen und tranken, was man ihnen bot und schlugen sich durch wie die Bergfinken, die droben zwischen den Steinen umherhüpfen, lustig pfeifen und immer fröhlich und guter Dinge sind. So hat's der Timotheus auch gehalten, bis er sich zum Sterben hinlegte und seine Geige dem Veri, seinem Enkel, hinterließ. Der sagt immer, er wolle auch ein Musikant werden. Ob er's kann? Ich glaube kaum. Hier fehlt's!“ Der Küster lächelte und machte mit Daumen und Zeigfinger die Geberde des Geldzählens.

Als der Geigerfranz das Kirchlein wieder verlassen wollte, traf sein Blick ein altes, verdunkeltes Delgemälde, das an der Mauer neben dem Altare hieng. Er blieb stehen; denn was er hier sah, fesselte seine Aufmerksamkeit in hohem Grade. Das Bild stellte den heiligen Antonius vor. Vor ihm kniete, den Blick andächtig zu dem Heiligen erhoben, ein Geiger, in dem aus den Wolken in der Höhe Engelsköpfschen neugierig hervorschauten und den süßen Tönen zu lauschen schienen, welche der fromme Väter seinem Instrumente entlockte. Darunter war zu lesen: „1518. Dieses Bild hat gestiftet Jak. Schweighöfer, Haupt der St. Antonsbrüder.“ Der Geigerfranz wußte, daß die sogenannten St. Antonsbrüder vor Jahrhunderten eine Musikbruderschaft bildeten, die Musik eifrig pflegten und sich eidlich zur Abhaltung eines Jahrgedächtnisses für ihre verstorbenen Genossen und zum Tragen eines silbernen Kreuzleins verbanden. Auf der Brust des Jakob Schweighöfer glänzte auf dem Bilde wirklich das silberne Kreuzlein. Vor ihm auf der obersten Stufe des Altares lag eine Bibel und auf dieser ein Rosenfranz. Die St. Antoniusbruderschaft war ehemals in Deutschland, der Schweiz und im angrenzenden Frankreich weit verbreitet gewesen; jetzt wußte man von derselben nichts mehr.

Jakob Schweighöfer! Vermuthlich war derselbe der Ahne des Veri Schweighöfer, von dem der Küster soeben erzählt hatte. Es drängte ihn, mehr über die Sache zu erfahren. Einzelheiten, das Leben

der Musiker in frühern Jahrhunderten betreffend, waren immer geeignet, die Aufmerksamkeit des Geigerfranz zu erwecken und rege zu halten. Er ließ sich von dem Küster, dem er einen Zwanziger als Trinkgeld in die Hand drückte, die Wohnung des Veri bezeichnen. Die Hütte lag eine halbe Stunde vom Dörfchen entfernt an einer sonnigen, gähen man sich aber einmal droben, so genoß man hier eine herrliche Aussicht auf die Berge und Gletscher im Hintergrunde sowohl, als auch über das ganze

In diesem Augenblicke verstummen die Töne der Violine, und Veri begann zu singen. Das war nun etwas Anderes. Der Bursche verfügt über einen kräftigen, schönen Tenor.

Die Miene des Geigerfranz wurde immer heiterer. „Welche Prachtstimme“, sagte er zu sich selbst, „welch ein Glück, wenn es mir vergönnt wäre, hier einen Sänger zu entdecken, an dem Wagner seine helle Freude hätte! Ist diese Stimme ausgebildet, so haben wir einen Tenoristen, von dem ganz Deutschland reden wird. Hier in diesem Dörfchen als Tanz-



„1518. Jakob Schweighöfer, Haupt der St. Antonibrüder, gehört diese Bibel“, so las der Geigerfranz.

Thal, das in der Ferne, wo ein leichter blauer Streifen den See andeutete, in die Ebene auslief. Das sonnengebräunte Häuschen mit den bemoosten Steinen auf dem Schindeldache bot einen freundlichen Anblick dar. Veri schien daheim zu sein, denn man vernahm die Töne einer Geige.

Der Geigerfranz horchte. Dann schüttelte er den Kopf und sprach für sich hin: „Wenn der Jakob Schweighöfer, der Ahne dieses Veri nicht schöner gespielt hat, so werden sich die Engelein gar bald wieder enttäuscht hinter das Gewölk zurückgezogen haben. Aus dem wird seiner Lebtag kein richtiger Geiger.“ Der Strich war kurz, ungenau und zaghaft.

geiger darf der Bursche nicht verkommen. Der muß ein Sänger werden.“

Einen Moment später stand der Geigerfranz drittens im Stübchen vor dem kräftigen, hochgewachsenen Veri Schweighöfer, und wieder eine Stunde später hatte sich dieser entschlossen, seinem Freunde und Gönner zu folgen, hinaus in die Welt, in eine Großstadt, um sich dort zu einem Sänger ausbilden zu lassen. — — Vier Wochen später, während welcher Zeit der Geigerfranz und der Veri tagtäglich beisammen gewesen waren und einander herzlich lieb gewonnen hatten, packte letzterer seine Habseligkeiten in einen Koffer, indeß ihm der Franz

lächelnd zuschaute. Beinahe war der Kasten gänzlich aufgeräumt.

„Da ist noch ein altes Buch da drunten“, sprach Veri, „soll ich das auch mitnehmen? Ich lass' es liegen, wo es schon lange gelegen ist; es ist mir zu schwer.“

„Nimm's mit“, antwortete der Geigerfranz. „Vielleicht ist's ein Erbstück von Deinen Vorfahren her. Zeig' einmal!“

Veri hob das Buch heraus. Es war eine alte Bibel. „1518. Jakob Schweighöfer, Haupt der St. Anton'sbrüder, gehört diese Bibel“, so las der Geigerfranz auf der Innenseite des vordern Deckels. Er blätterte eine Weile darin. „Das ist die Bibel, die auf dem Bilde in der Kirche abgemalt ist“, sprach er und legte sie in den Koffer, den Veri sogleich verschloß. Dann trat dieser hinaus aus dem Häuschen, das ihn und den seligen Großvater so viele Jahre beherbergt, warf noch einen letzten Blick auf die im Abendscheine erglühenden Berge, schloß die Thüre, steckte den Schlüssel zu sich, lud den Koffer auf die stämmigen Schultern und schritt mit seinem Begleiter den Weg hinunter dem Dorfe zu, von wo sie ein Wagen sogleich weiter führte, denn der Geigerfranz mußte übermorgen auf seinem Posten sein.

* * *

Ein Jahr war vergangen. Veri, oder Herr Schweighöfer, wie man ihn in der Hauptstadt eines süddeutschen Staates nannte, machte seinem Professor, von dem er im Gesange unterrichtet wurde, alle Ehre und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen.

„Er wird eine Perle, ein Stern unserer Oper werden!“ schrieb der Professor in jedem Briefe an den Geigerfranz, wenn er diesem das Honorar für die Stunden verdankte. Mit Freuden erzählte Franz von dem herrlichen Tenor, den er so zufällig drinnen im Gebirge entdeckt habe. Man glaubte seinen Worten, und die Beiträge von Kunstfreunden zur Unterstützung des emporstrebenden Talentes flossen willig, wenn auch nicht reichlich.

Kaver Schweighöfer lernte und lernte. Der Gesang war seine Freude. Das Einzige, was ihn betrückte, war die Furcht, es werde ihm vielleicht unmöglich sein, dem Freunde die große Schuld abzutragen. Er wußte, daß derselbe Alles für ihn aufopferte und schränkte sich deshalb in seinen Bedürfnissen auf das Nothwendigste ein. Dieser Gedanke verursachte ihm manche ernste Stunde.

Weihnachten stand vor der Thüre. Eben war er aus der Stunde nach Hause gekommen. Der Herr Professor hatte ihm eröffnet, daß er mit seinem Unterrichte zu Ende sei. Um sich für die Oper vollends auszubilden, mußte sich Veri an einen andern

Professor wenden, welcher nur die befähigtesten Schüler annahm und mit denselben die einzelnen Rollen einstudierte. Er hatte denselben besucht. Das Honorar betrug per Stunde zwanzig Mark. Woher das Geld nehmen? Auch sein Freund, der Geigerfranz, der am gleichen Abend bei ihm eintrat, wußte für den Augenblick keinen Rath; denn auch seine Geldmittel waren erschöpft.

„Kommt Zeit, kommt Rath, heißt es sonst im Sprichwort; wir können aber nicht so lange auf den Rath warten, bis es der Zeit gefällig ist, denselben zu bringen“, sprach der schnell entschlossene Franz. „Im Februar, Veri, sollst Du das erste Mal in der Oper auftreten. Da darf nicht gespart werden, denn gefällt Dein erstes Auftreten nicht, so bist Du geliefert und kommst schwerlich mehr empor. Da heißt es, tüchtig Geld flüssig gemacht. Lebe wohl, für heute Abend, ich will einen meiner hiesigen Freunde zu treffen suchen. Vielleicht gelingt es mir, von demselben einige hundert Mark zu pumpen. Sei getrost, Junge, ja nicht verzagt, Kopf immer hübsch oben!“ fügte er bei, als er sah, daß im Auge seines Schüglings eine Thräne glänzte.

„Wie gut Du gegen mich bist, Franz. Bin ich einmal ein gefeierter Sänger, so soll's Dir vergolten werden“, sprach Veri.

„Still, Junge, und rühme mich nicht“, lachte Franz, „was kann ich dafür, daß mir Gott ein weiches Herz geschenkt hat, dem ich folgen muß.“ — Dann eilte er davon.

Er traf den Freund. Aber auch hier war die Kasse leer.

Am nächsten Morgen hielt der Geigerfranz unter seinen Habseligkeiten Umschau, was sich am besten veräußern lasse, um dem allgemeinen Geldmangel abzuhelpen. Er schlug einige Bücher und Musikalien in ein Papier und eilte durch die winterlichen Straßen dahin zum Hause eines Antiquars, vor dessen Schaufenster er in frühern Jahren oft stehen geblieben war, um die Titel der zum Verkaufe ausgestellten Werke zu lesen. Ohne Zögern trat er in den Laden, dessen Wände bis hinauf zur Decke mit Büchern tapeziert zu sein schienen. Ein kleines Männchen kam dem Eintretenden entgegen und fragte nach seinem Begehr. Einen Augenblick nachher war der Inhalt des Paketes gemustert.

„Fünfzehn Mark!“ sprach das Männchen und langte in die Ladentasse, um derselben den genannten Betrag zu entnehmen.

„Nur fünfzehn Mark. Das ist wenig. Denken Sie doch, die Musikgeschichte von Ambros hat allein“ — weiter kam er nicht, denn der Antiquar unterbrach ihn mit den Worten: „Nun, wenn Sie mit

meinem Anerbieten nicht einverstanden sind, so nehmen Sie lieber Alles wieder mit. Adieu." Er wandte sich wieder dem Buche zu, in dem er vorhin gelesen.

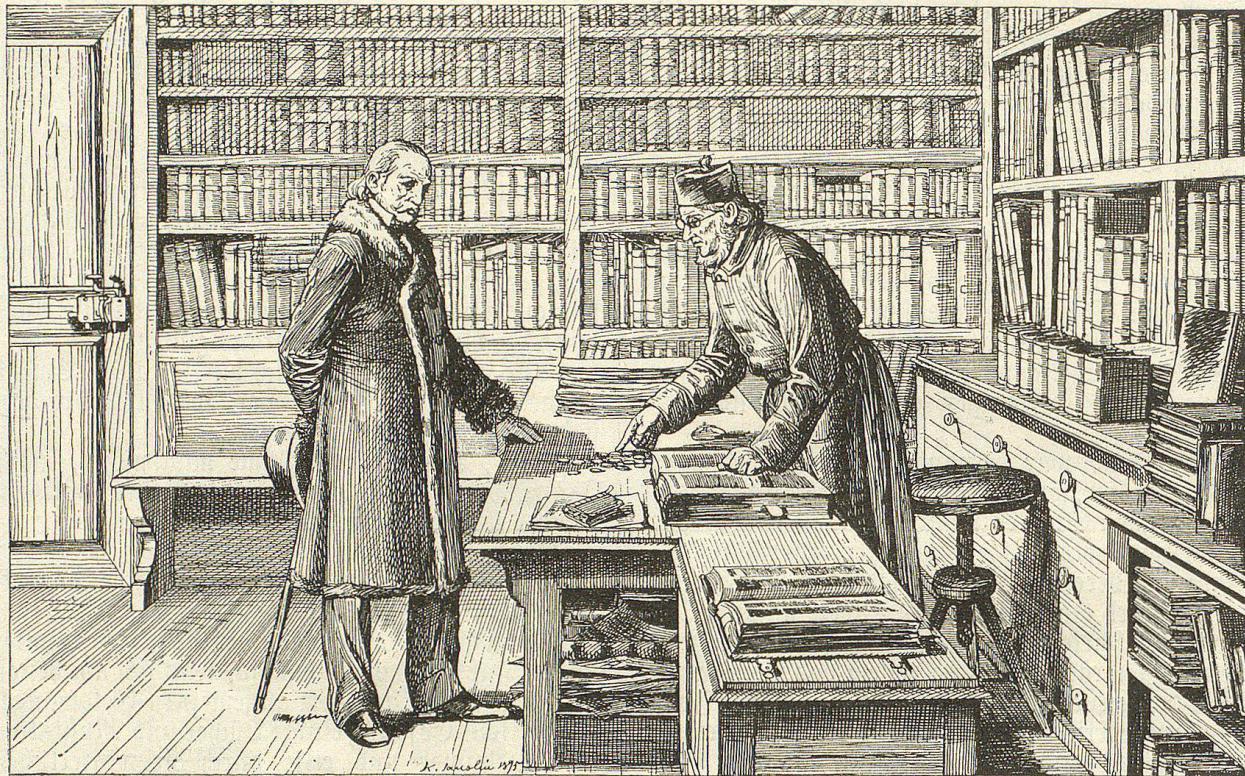
"Geben Sie die fünfzehn Mark", sagte der Geigerfranz.

"Hier, mein Herr." Das Männchen zählte die fünfzehn Markstücke eines nach dem andern auf den Ladentisch.

Der Geigerfranz strich das Geld zusammen. Dabei fiel sein Blick zufällig auf zwei alterthümliche

"Ja, neunzig Mark, mein lieber Herr, und wenn Sie auch ein solches Exemplar besitzen, zahle ich Ihnen ebenfalls so viel dafür", sicherte das Männchen und freute sich seiner Ueberlegenheit. Er fieng an zu erklären und den hohen Werth des Buches zu begründen, während sich der Geigerfranz über die theure Bibel beugte und die sonderbaren Buchstabenformen betrachtete.

"Mein Freund hat auch eine solche alte Bibel zu Hause", ließ er sich vernehmen. Er dachte dabei an die Bibel der St. Anton'sbrüder, die seiner Zeit



Das Männchen zählte die fünfzehn Markstücke eines nach dem andern auf den Ladentisch.

Foliobände, die aufgeschlagen auf dem Tische lagen. Die Mandung war von den Würmern benagt und die Blätter vor Alter gelbbraun gefärbt. „Bibel teutsch der erst teil“, las er auf dem vordersten Blatte. Das Männchen steckte zwischen das erste und zweite Blatt einen Streifen aus Karton, auf dem geschrieben stand: „Günstige Gelegenheit für Bücherfreunde. Nur Mark 90. — Vollständiges Exemplar!“ —

„Neunzig Mark?“ meinte der Geigerfranz und sah den Antiquar ungläubig an. Er hatte wohl schon von werthvollen alten Geigen gehört, aber daß es Leute gebe, die für alte Bibeln einen solchen Betrag bezahlen, schien ihm unerklärlich.

der Veri bei der Abreise auf sein Geheiß hin in den Koffer gepackt.

„Hi, hi, hi!“ lachte der Antiquar und sah den Franz mit beinahe mitleidigem Lächeln an, „eine sehr geistreiche Bemerkung, auch eine alte Bibel. Du guter Gott, wenn jede beliebige alte Bibel neunzig Mark werth wäre, könnten sie es schnell zum reichen Manne bringen! Aus welchem Jahre stammt denn die Bibel Ihres Freundes?“

„Aus dem Jahre 1518.“

„1518?“ fragte das Männchen und riß seine Augenlein, die es sonst schlau einzukneifen pflegte, weit auf. „1518! Sie irren sich. Sie wollten sagen 1618“?

„1518“, betonte der Geigerfranz, „ich weiß das genau.“

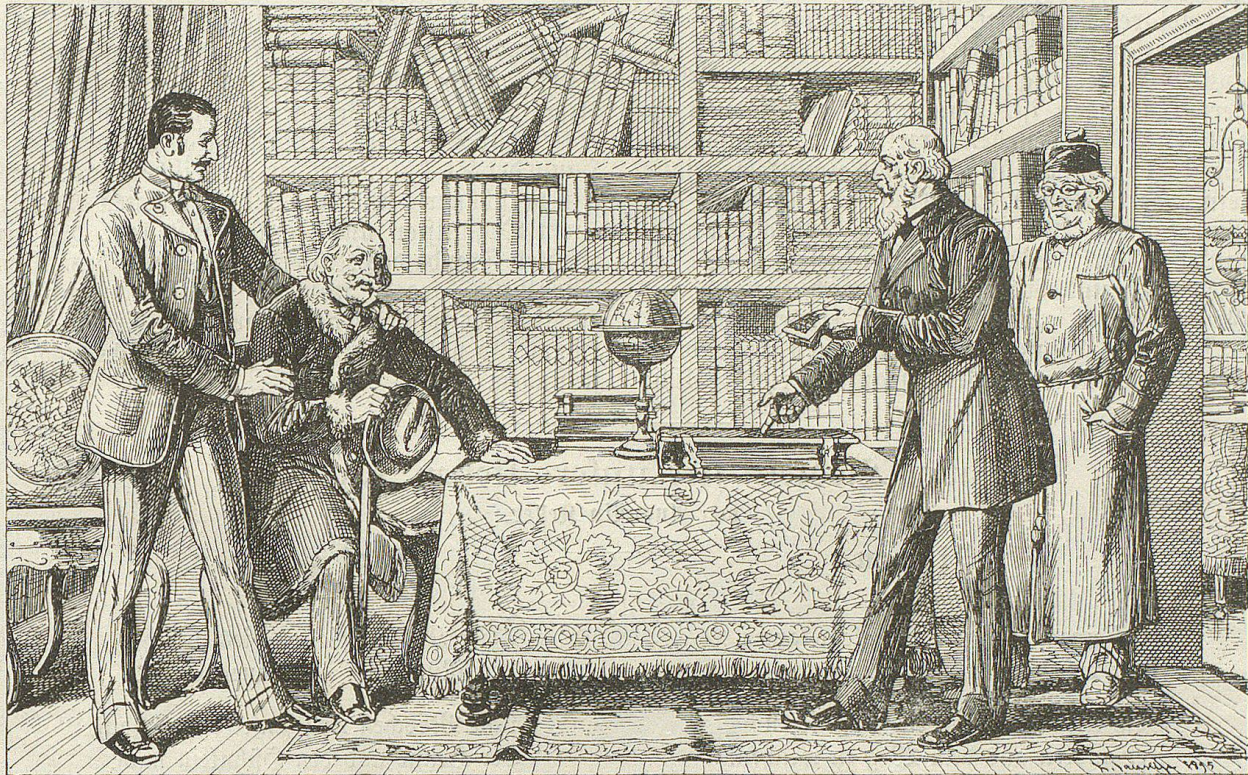
Auf die Wangen des Antiquars trat eine beinahe fieberhafte Röthe. „Welch ein Glück für mich, wenn es wahr wäre“, murmelte er vor sich hin und fuhr dann laut fort: „Bringen Sie das Buch sogleich hieher und Ihren Freund dazu, vielleicht ist doch etwas an der Sache.“

Nach einer halben Stunde standen der Geigerfranz und der Veri im Buchladen des alten Joachim Eisenring. Dieser konnte kaum erwarten, bis das

strahlten. Er holte mehrere Handbücher herbei und fieng an, darin nachzuschlagen. Dunkle Röthe färbte auf einmal sein Gesicht bis hinauf zu den weißen Haaren, die unter dem abgegriffenen Sammetkappchen hervorblickten.

„Eine Täuschung ist gar nicht möglich“, sprach er endlich, und bat die Herren, sich zu setzen. Dann schickte er seinen Ausläufer eine Straße weit hinüber zu einem seiner Konkurrenten.

„Sagen Sie ihm, eine „Zweiundvierzigzeilige“ sei gefunden. Dann wird er rasch wie der Wind



Wir bieten Ihnen fünfundzwanzigtausend Mark.

Tuch entfernt war, welches die angebliche Seltenheit verbarg. Eine alte verstaubte Schartek mit klawendem Einband kam zum Vorschein. Die ersten Seiten waren stockfleckig. Wunderschön aber, als wären sie erst gestern gemalt worden, erglänzten in Gold und bunten Farben die Anfangsbuchstaben der verschiedenen Kapitel. Auch die Umrandung der Seiten war in Farben ausgeführt, grün, blau, roth, lilafarben.

„Hier die Jahrzahl 1518“, sprach der Geigerfranz. „Glauben Sie mir jetzt?“ Der Antiquar betrachtete das Buch und unterwarf die einzelnen Buchstaben der Prüfung mit einem Vergrößerungsglase, während seine Augen in sonderbarem Glanze

hier sein“, rief er dem Burschen nach und begann auf's Neue zu prüfen, zu murmeln und immer und immer wieder nachzuschlagen.

Nach kaum fünf Minuten erschien Herr Martin Eckmann, der Konkurrent Eisenrings, in athemloser Eile. Joachim Eisenring wollte seiner Sache sicher sein, und Herr Martin Eckmann galt als ein bewährter Kenner alter Drucke. Er warf einen Blick auf den Folianten. Dann erröthete auch er vor Erstaunen und Freude.

„Es ist eine Zweiundvierzigzeilige“, sprach er und sah seinen Konkurrenten bedeutungsvoll an.

Die Beiden nahmen die Bibel und verschwanden damit im Hinterzimmer, um sich genauer zu be-

rathen. Man vernahm ihre Stimmen in einem lauten, aufgeregten Gespräch.

Nach einer halben Stunde traten sie heraus. Sie hatten sich geeinigt, die Bibel gemeinsam zu kaufen und den Gewinn zu theilen.

Herr Martin Eckmann, der Vornehmere der Beiden, räusperte sich und sprach: „Hören Sie, meine Herren, diese Bibel der St. Antonbrüder ist ein seltenes, höchst seltenes Buch. Wir sagen Ihnen das, damit Sie wissen, was das Buch werth ist und es nicht etwa einem Betrüger um ein Spottgeld überlassen. Ihr Buch, das nur noch in wenigen Exemplaren vorkommt, ist eine sogenannte zwei- undvierzigzeilige Bibel, das erste Druckwerk, das aus der Gutenberg'schen Buchdruckerei in Frankfurt hervorgegangen ist. Von diesen zweiundvierzigzeiligen Bibeln bestehen derzeit nur noch zwanzig Stück, Ihr Exemplar würde das einundzwanzigste sein. Herr Joachim Eisenring und ich wollen das Buch kaufen. Wir bieten Ihnen fünfundzwanzigtausend Mark. Sie können mit diesem Preise zufrieden sein und auch wir machen noch einen schönen Gewinn dabei. Sind Sie damit einverstanden?“

Der Veri erblaßte, aber nur einen Augenblick. Dann umarmte er den Geigerfranz und rief fröhlich:

„Einverstanden. Es lebe die Bibel der St. Antonbrüder!“

Eine Viertelstunde nachher war der Handel abgeschlossen, und Veri barg die Kaufsumme, ein Häufchen Tausendernoten, in seiner Brieftasche.

Unsere Geschichte ist zu Ende. Veri war ein vermöglicher Mann, der sich nun mit rastlosem Eifer auf die Gefangenschaft warf. Als er einige Monate nachher als Siegmund in Richard Wagners „Walküre“ auftrat, da eroberte er sich mit einem Schlage die Gunst der Zuhörer. Sein Künstler-ruhm blieb gesichert.

Die Sommerfrische verbringt er jedes Jahr mit seinem Freunde, dem Geigerfranz, in seinem stillen Heimatdörfchen Bienenholz weit drinnen im Gebirge. Dort ist der Veri geliebt und geachtet; denn er ließ das Bild seines Ahnen Jakob Schweighöfer, Haupt der St. Antonbrüder, auffrischen, das Kirchein verschönern und aus seinen eigenen Mitteln einen Organisten und Kantor anstellen, der zur größten Freude des Küsters, im Sinne des alten Timotheus orgelt und die Sängler sorgfältig anhält, hier zwischen den schneeigen Firnen, dem Himmel so nahe, dem Herrn ein würdiges Loblied zu singen.

Zwei Liedlein für unsere lieben Kleinen

von Augustin Keller.

Die Ziegen.

Auf einem schmalen Steglein kamen
Zwei böse Ziegen einst zusammen.

Doch keine that bei Leib dergleichen
Der andern aus dem Weg zu weichen.

Auch wollte keine rückwärts gehen,
Sie blieben vor einander stehen.

Da herten stampfend sie vor Zorne
Zusammen ihre krummen Horne.

Sie fangen langsam an zu putzen,
Sie fangen langsam an zu rutschen —

Und, plumps! grad an der tiefsten Stelle
Liegt jede in des Stromes Welle.

Und als sie aus dem Bach geschwommen,
War jede um ein Horn gekommen.

Drei Brüder.

Drei Kinder spielten dies und das
Am Mühlbach im grünen Gras.

Das Mädchen will jenseits am Bach
Der Henne und den Hühnlein nach.

Doch ach, das Steglein kracht und bricht;
Es stürzt in's Wasser auf's Gesicht.

Der ält'ste Bruder sah's und schrie,
Er sank vor Schrecken auf die Knie.

Der zweite rannte fort nach Haus
Und rief die Mutter schnell heraus.

Der jüngste sprang der Schwester nach
Und zog sie muthig aus dem Bach.

Nun denke nach und sag' mir an,
Wer wohl am besten hat gethan.